Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 11 (1907-1908)

Heft: 6

Artikel: Schönheit [Schluss folgt]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663616

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bhönheit.*)

Die "römische Leiche". Wiedererwachen des Sinnes für die körperliche Schönheit.
— Vorurteile und berechtigte Sindrücke. — Die Physiognomik. — Verschiedene Urssprünge unseres Gefühls vom menschlich Schönen. Rassenspmpathie; Erziehung zur künftlerischen Auffassung. — Sinwirkung der Antike auf das "Ideal". — Thpus und Nassen. — Maßstab der Gesundheit. — Der moderne Sinn für die Nuance. Das Perssönliche.

Im Hochsommer des Jahres 1485 wurde von römischen Arbeitern an der Gräberstraße, der Bia Appia außerhalb des Grahmals der Cäcilia Metella, der Leichnam eines jungen Mädchens aus antiker Zeit gefunden, der, einbal= famiert und im Erdreich geborgen, von all den Jahrhunderten und den Schick= salen, die über ihn hergezogen waren, so wenig berührt worden war, daß die wunderbare und reine Schönheit dieses Leibes den Glanz des Lebens noch nicht abgestreift zu haben schien. Nicht nur den wenigen, heftig erschütterten Menschen, die das tote Mädchen, dieses Zeichen längst verwester Welten, sahen, sondern auch dem ganzen Volke, zu dem die steigernde Kunde drang, teilte sich ein Schauer, halb Bewunderung und halb Schrecken, mit, und es stockte eine Zeitlang das Dasein dieser Stadt, weil alle von dem Wunder solcher geheimnisvollen Menschenschönheit im tiefsten ergriffen waren. Sie hatten nie an dergleichen gedacht, betrachteten darum einander selbst mit neuen, gleichsam zum erstenmal wahrhaft geöffneten Augen und entdeckten nun erst, daß es eine Schönheit des menschlichen Körpers gäbe, die über allen Schön= heiten der Kunst steht. Der Papst Innozenz 8. suchte diese Wirkung zu bannen, er ließ heimlich die Leiche wegnehmen und begraben, denn er fürch= tete die Gewalt dieses Eindrucks, ahnte, daß hier eine Kraft zu wirken beginne, die das mittelalterliche Christentum, Askese, Weltverneinung und Devotion gegen die Hierachie als die Vermittlerin des Übersinnlichen, vernichten könnte.

Se leitete ein kleines Geschehnis die Eroberung Roms durch die Renaissance ein, die bereits in Toskana und Oberitalien erblüht war. Eine Geschichte, merkwürdig wie so vieles in jenem Jahrhundert, das uns immer wirrer und vielfältiger scheint, je mehr wir aus seinem Kreise erfahren, zeigt das Verhältnis der Lebenskräfte zu dem menschlichen Schönheitsbegriff. Man entnimmt der Erde die griechischen Statuen, und sie schenkt den Menschen, um sie zu überzeugen, daß diese Schönheit nicht lebensfremde Kunst gewesen war, auch den unverwesten Leib eines Menschen und weist sie dadurch zur

ersten Quelle alles Glücks.

Die Zeiten, die die Form verachtet haben, sind nun fürs erste vorbei. Das harte und strenge Dogmenmittelalter, das keine Schönheit der Sinne gestattete, ist zu Grabe getragen, und nun wird nie mehr für länger als ein Menschenleben, wenigstens nie mehr in Kulturzonen und in den höheren Schichten, vergessen, daß es keinen Inhalt gibt, der einen Wert hat ohne eine Form voll Köstlichkeit. Zwar nach einer kurzen Blüte der Renaissance tritt Savonarola auf, der unreine Fanatiker, um das Goethewort, das ihn stark und scharf hinstellt, zu gebrauchen, und wiederum soll nur eine Schönheit

^{*)} Mit verdankenswerter Erlaubnis der Verleger entnehmen wir diesen Abschnitt dem von der "Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart" herausgegebenen Prachtwerk "Mosderne Kultur", zweiter Band, "Die Persönlichkeit", indem wir auf die Besprechung dieser hervorragenden Erscheinung in unserer Bücherschau verweisen.

gelten, die allem Körperlichen abgewendet ist. Tote Zeiten, die einen unsinnslichen Begriff ethischer und philosophischer oder materialistischer Eröße ganz weit weg von aller Beachtung der äußeren menschlichen Erscheinung als das höchste Lebensgut betrachten, kommen zwar immer wieder, aber das Leben rächt sich auch immer wieder gegen die Menschheit, die die Form verachtet; solche Epochen scheinen uns unfruchtbar und mehr noch: die vernachlässigte Form, die verschmähte Erscheinung wird derart gegen den Willen dieser Generationen durch die Natur ausgeprägt, daß wir das Wesentliche solcher Zeizen, ihren Charakter, ihre Neigungen, ihre Laster, ihr Unglück von ihren Mienen ablesen können, mögen sie sich nun um ihr Aussehen gefümmert haben oder nicht. Die Form rächt sich, indem sie den Inhalt offenbart, wie er ist, statt zeinen zu zeigen, den sich die Leute vielleicht gewünscht haben, ohne ihn zu besitzen.

Wie sehr die Form ein Ausdruck des Inhalts ist, die Schale ein Produkt des Kerns, die Haut aus der tiefsten Essenz des Wesens entstanden, das wissen wir, Bürger neuer Welten, ohne daß es uns in jedem Augenblick vielleicht

bewußt wäre, schon seit geraumer Zeit.

Die Form, die äußere Erscheinung eines Menschen, sind uns viel mehrals ein Symbol seines Seins, was in allen Zeiten wohl der tiefe Glaube der Psychologie gewesen ist. Dann kam die Wissenschaft und verlieh sich den Titel: Physiognomik. Schließlich, warum nicht? Daß der Gute reine Linien, der Schlechte rotes Haar habe, das ist nicht allein die primitive Schablone des kleinen Theaters, das dem Verstande des einfachen Mannes, geringem Unter= scheidungsvermögen schmeichelt. Was wir aber, ohne uns im einzelnen da= rüber Rechenschaft geben zu wollen, den ersten Eindruck nennen, der un= sere Sympathie oder Antipathie für einen Menschen bestimmt und aus dem Gefühl seiner äußern Erscheinung herleitet, das ist ja nichts anderes als ein rasch gepflücktes Urteil über die Beziehung zwischen seinem Aussehen und sei= nem Wesen, ein Urteil, das wir mit unseren Instinkten uns schaffen aus dem Schatz unserer klaren Erfahrungen, jener dunklen Erfahrungen, die sich viel= leicht unsere Eltern oder Voreltern, das ganze Geschlecht, mehr noch, vor uns unsere Rasse erworben hat und die, an uns vererbt, wirksam und tätig sind. Die äußere Erscheinung ist uns nun nicht mehr allein ein Symbol, sie ist uns der unmittelbare Ausdruck des Innerlichsten eines Menschen. mehr wir uns zu solchem Bewußtsein, das dem ersten Blick oberflächlich, findlich und gehässig erscheinen mag, durchdringen, je mehr wir es uns zuge= stehen, desto stärker wird natürlich die Forderung, alles Schematische auszu= schalten und nicht nach Gesetzen, die, einmal wahr gewesen, längst Lüge ge= worden sind, die Menschen zu teilen und zu werten. Ins Positive übersetzt, erwächst uns auf solchem Wege die Notwendigkeit, uns um unsere äußere Er= scheinung in jedem Augenblick unseres Lebens zu kümmern und nicht als Eitelkeit zu schelten, was man klüger vielleicht Pflege des Körpers und Hy= giene der Seele nennen würde.

Das alles mag fürs erste ausgesprochen befremdend klingen, auch etwas lächerlich. Man hält sich vor, daß wir doch etwas mehr sind als leere Menschen, die Zeit und Lust haben, sich um glatte Formen, schöne Gewänder, zierliche Manieren zu kümmern. Man zuckt die Achseln Zeiten und Schichten gegen= über, die glücklich genug waren, nichts Besseres zu wissen, und man weist es von sich ab, Äußerlichkeiten zu dienen. Nur muß man es sich dann gefallen lassen, daß die Erinnerung der größten Zeiten, von denen wir überhaupt

wissen, uns vor die Augen beschworen wird, der griechischen Tage, in denen kein Stoiker und Ihniker so weltensern war, daß er sich nicht um die äußern Wirkungen seiner Persönlichkeit in der einen oder anderen Weise bekümmert hätte. Und man wird doch nachdenklich werden müssen, wenn man sich verzgegenwärtigt, wie durch alle noch so klugen Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, in denen sich die Menschen immer stolz von der äußeren Erscheinung zu einer Versenkung ins Innerliche abwendeten, dennoch deren Kraft und Wirkung ihnen unerschütterlich zu den stärksten Momenten des Lebens vershalsen.

In dem Buche eines Magiers findet sich die Vorschrift fürs Sprechen: Sieh den Anderen, während er redet, so intensiv als möglich an, wende aber, wenn ein anderer spricht, den Blick so zu Boden, daß man deine Miene nicht

zu sehen vermag.

Darum: zu ergründen, was die Mienen eines Menschen, seine Züge von seinen Wünschen, von seiner Vergangenheit und von seiner Zukunft erzählen, haben sich die größten Menschen, die Weisesten in allen Zeiten bemüht. Wissenschaft der Physiognomik, die das eine Mal den Narren, das an= dere Mal den Betrügern in die Schuhe geschoben wurde, immer aber dem Künstler, dem wachen Menschen und den genialen Bertretern und Fortbild= nern aller Wissenschaften tener gewesen ist, hat für alle jene Geister etwas bedeutet, die uns in der Entwicklung je geholfen haben. Nicht nur Aristoteles, der doch, wenn nichts anderes, so die fräftigste Verkörperung des Kulturgehal= tes seiner Zeit gegeben hat, sondern auch dann im Zug der Zeiten Leonardo und Goethe haben immer wieder die Züge der Menschen beobachtet, festzuhalten gesucht, weil ihnen da offenbar wurde, was die Sprache entstellt oder verheim= licht, was die Taten und Gefühle durch den Einfluß der Leidenschaften verfäl= schen. Leonardo hat jeden Zug, jede menschliche Linie, jede Bewegung aufno= tiert, ohne zu werten, ohne irgend einen Eindruck als unwesentlich zu verachten, Goethe sich mit der ganzen Intensität seiner neugierigen Natur um die For= schungen Lavaters und seiner Schule gekümmert, — beide aus derselben Erkenntnis heraus, daß von hier aus ein Blick ins verborgene Reich geheimer Menschlichkeiten ermöglicht sei. Und die Meinung, daß, was Antlit, Gestalt und Bewegung verraten, nicht allein die Bergangenheit andeutet, sondern auch die Zukunft bestimmt, ist, von allen Abergläubischen und allem Gehalt an fatalistischer Weltauffassung befreit, der starke, naiv in uns wurzelnde Beweis, daß die naive Anschauung, die triebhafte Anlage des Menschen in der Form den Aufschluß über alle verborgene Innerlichkeit sieht.

Nur schwer entschließt sich der Mensch, in der häßlicken Schale die schöne

Frucht zu glauben.

Solches Gefühl kann und darf allerdings nicht mit der Meinung vereint werden, daß es nur eine Schönheit, einen Idealbegriff und ein eine ziges Gefühl von der menschlichen Erscheinung gäbe. Solange dieser Gedanskengang wirksam gewesen ist, konnte niemand mit Freimut, Verstand und weistem Gefühl sich dazu bequemen, aus dem Äußern auß Innere zu schließen. Denn jeder solcher Schluß wird, ob man's will oder nicht, zu einer Wertung, und man wäre bald dahin gekommen, jeden Menschen, der nach dem Maße des allgewaltigen Schönheitsbegriffes nicht schön war, für ein schlechtes und geringes Exemplar zu erklären. Und dieser Zwang eines einheitlichen Schönheitsbegriffes, den wir bis in unsere Tage hinein in allen Knochen spüren, dieses falsche Gemisch von antiker Tradition, längst überlebter Rassen= und Gesund=

heitsvorstellungen, ist darum allmählich so leer geworden, so sehr in Widerspruch geraten mit allem, was unsere Augen sehen und unser Herz spürt, daß zum guten Ende kein größerer Gegensatz erdacht werden kann als der Mensch, den die Menge, selbst die gebildete, schön n.e.n.n.t, und jener andere, den die Triebe und das Gesühl eben derselben Menschen unwillkürlich, naiv

und ohne Pose als schön, anziehend, fruchtbar empfinden. —

Es kann hier also natürlich davon gar nicht die Rede sein, einem erakten Begriff der Schönheit auf die ästhetische oder auf die biologische Art nahe zu kommen. Diese Seiten geben ja keine Forschung, sondern den Versuch, über einige Angelegenheiten, die für unsere Kultur wesentlich sind, eine klare und offene Meinung zu schaffen oder auch nur anzuregen, die gewiß nicht die Doktrin aller Leute sein soll, und, zum Ersat für das eindämmernde Bewüßtsein der nur subjektiven Gültigkeit, dann den weiteren Versuch: prak is chönheitsbegriff unserer Zeit, von dem ja doch hier und da die Rede sein muß, nur ein ärmliches Hilfsmittel ist, um mit einem Worte, das wir alle kennen, eine wenn auch ungewisse Vorstellung zu geben, die stets viel näher dem Rasse n= und Geschles die se fühle als künstlerisch abstrakter Anschausung steht.

über diese Beziehungen gibt es eine ganze Menge von wertvollen Versuchen, die der Interessierte zu sinden wissen wird und die stets beweisen, daß unverbildete Menschen jene Erscheinung am schönsten sinden, die den vollen Ausdruck ihres Rassenthpus bringt. Für uns aber, die wir geworden sind in jahrhundertelanger Gewöhnung wenn auch noch so abgestuster künst les risch er Einflüsse, ist der natürliche Vegriff längst abgeschliffen und vermischt mit den Erinnerungsbildern jener künstlerischen Werke, die man uns schön genannt hat oder die, ohne im Körperlichen unsere stumme Forderung zu erfüllen, durch eine abstrakte oder technische Eigenschaft oder eine gefühle mäßige Andeutung uns teuer geworden sind, so daß ihre ursprünglich uns

wichtige Form sich dem Gefühl dann aufgedrängt hat.

Die letzten Jahrzehnte zwangen uns nun allmählich doch zum Nachdenken und zur Überprüfung dieses Vorstellungskreises. Der Abstand zwi= schen dem erstarrten Ideal und dem wirklichen Leben auf der einen Seite, zwischen der sogenannten alten und sogenannten neuen Kunst auf der anderen Seite war so weit geworden, daß selbst gar nicht revolutionär angelegte Menschen sich endlich sagen mußten: "Ja, wie ist das nun? Geht es wirklich so weiter, daß wir ein doppeltes Leben führen, indem wir in der Kunst ablehnen, womit wir uns im Leben sehr gut vertragen können, und wiederum in den Werken unserer Kunft aufreizend und schrecklich finden, was im Leben der Leidenschaften den Inhalt unserer teuersten Stunden bedeutet? Ist es nicht lügnerisch und pharisäisch, in der Kunst als profan zu spüren, was wir im wachen Dasein teuer nennen und stündlich erleben?" Kurz, das Groteske und Lächerliche, auf das wir von Zeit zu Zeit stoßen, wenn wir einen Menschen mit einer fürchterlichen oder auch nur durch unsere Lebensbeding= ungen im tiefsten sogar sinnreich verkümmerten Anatomie und Körperform erzählen hören, daß nur ein griechischer Diskuswerfer und die Benus vom Kapitol die geringsten Anforderungen seines Schönheitsbegriffes erfüllen, ist doch mehr als ein kleiner und hübscher Anlaß, die Dummheit der Menschen zu verhöhnen. Man sieht hier wie überall, daß es für die unausgesetzte Weiterbildung einer menschlichen Kultur notwendig ist, von Zeit zu Zeit die

Tradition umzustürzen und auf die Gefahr eines Erdbebens hin alle bisher als unerschütterlich gültigen Anschauungen zu revidieren. Die alten Wahr-heiten müssen eben erst ganz zu verzerrten Lügen werden, damit dann in neuer Gestalt jener Rest, der in uns fruchtbar ist, herausgeschält werden kann,

weitervererbt, wieder bewahrt.

Run müssen wir uns also Rechenschaft darüber geben, wie sehr jenes Menschenideal, das für fast alle von uns noch bis vor ganz wenigen Jahren unumstößlich galt, an dem wir mit kühlem Blut wenigstens alles Künstlerische und alles Matürliche zu messen entschlossen waren, eine leere literarisch=ästhe= tische Konstruktion gewesen ist. Nur ein Maß war uns voll genug, und das verkörperte die Antike, nicht jene sogar, wie sie wahrscheinlich wirklich ge= wesen ist, sondern jene, die in der klassistischen Vorstellung des vergangenen Jahrhunderts gelebt hat. Und bis in Zeiten, in denen die wissenschaftliche Bewegung, die Naturforschung schon längst anthropologische und ethnologische Argumente zum billigen Gute der Gemeinschaft gemacht hatte, stand dieser Götze innerlich und äußerlich unrichtig und war leider innerlich und äußer= lich eine Lüge in der Mitte unseres Daseins. Nun muß man gar keine großen Steine mehr aufheben, um ihn endlich zu zerschmettern. Wir können uns aber noch immer, halten wir alle Wirkungen zusammen, nicht fassen gegen= über der Verlogenheit und der Armut der Vorstellungen, in denen das ver= gangene Jahrhundert gelebt hat und aus denen wir jetzt mit aller Kraft her= ausstreben.

Daß es nur eine Schönheit des Menschen gibt und geben soll, darüber lächeln wir aus der Tiefe unserer Erfahrung jetzt schon mit leichtem Herzen, denn man vergißt schnell, wie stark ein Druck gewesen ist, den man abgeschütztelt hat. Und von den quälendsten und verderblichsten Einflüssen ist man bestreit, wenn man einmal über ihren Umfang, ihre Entstehung und ihre Haltslosigkeit sich Rechenschaft gegeben hat. Das ist die Kur der neuen Kultur.

Daß also diese Schönheit des Menschen, von der wir sagen, daß sie das Wesentlichste ist, der Ausdruck des Wesens, die Quelle alles Guten, — daß diese Schönheit also nur eine Form ist, das ist ausgeschlossen. Aber was ist sie nun? Ist sie vielleicht eine eng umschlossene und feste Zahl vom Möglich= keiten, gibt es fünf oder zehn Ideale, gibt es irgend ein Geset, das Schönheit ausschließt, irgend eine Eigenschaft, dem Wunderbronnen gleich, die sie er= Auch da sind wir im Schwankenden, und wir sind weitherziger ge= Wie wir uns von der rein ästhetischen Vorstellung entfernt haben, um uns biologischen zu nähern, so wird es uns wahrscheinlich auch nicht hel= fen, an irgend einem anderen Ranon festzuhalten, wie es deren seit den Festsetzungen des Altertums unzählige gegeben hat. Seit die ganz frühen Männer der Wissenschaft in ihrem Erkennnungsdrang und in ihrem Suchen, irgendwo einen festen Punkt zu bestimmen, auf den man sich verlassen könne und von dem aus es dann möglich sein sollte, Urkeile und Werte zu erkennen, den ersten "Kanon" der Schönheit und den ersten "Modulus" für die Be= urteilung der menschlichen Gefühle aufnotiert haben, ist immer wieder und natürlich in unserer Zeit der Experimente und der verfeinertsten Apparate mit geschärfter Fähigkeit und Energie der Versuch gemacht worden und auch geglückt, gewisse Grundformen der menschlichen Natur in ihren Maßen fest= zuhalten und die Individuen an ihnen zu prüfen. Sicher gab es in allen Zei= ten, gibt es auch für unsere Zeit eine mehr oder weniger beträchtliche Summe von Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit wir einen Mann oder eine Frau schön nennen. Allerdings sind diese Axiome immer mehr negativen Inhalts. Sbenso gewiß wird es jedoch für uns, daß alle Festseungen viel-leicht dazu helsen können, daß wir kühl und unbeteiligt die Schönheit eines Individuums ablehnen, während wir doch beobachten und zugeben müssen, daß, mit den Trieben gespürt, derselbe sehlerhafte Mensch einem anderen die Erfüllung seines tiessten Bedürfnisses darstellt, für ihn also schön und mehr als schön ist. Sind aber nicht die Triebe des Menschen zuverlässigster Sinn? Ein weites Feld

Die verschiedenen Kanons sind ja wahrscheinlich alle auf eine natür= liche, kluge und selbstverständliche Art durch Abstraktion entstanden, durch Prüfung und Vergleichung einer großen Reihe von Individuen, durch das Ausscheiden indifferenter und das Festhalten der ihnen gemeinsamen wesentlichen Eigenschaften. Jene nach den Möglichkeiten der Zeiten hat man solche Abstraktionen durch Messungen, durch Abgüsse und jetzt durch unsere schönen Apparate vorgenommen, und es ist gewiß, daß fürs erste und für die Gegenwart auf solche Art etwas sehr Nützliches entsteht, jedenfalls etwas Fruchtbareres als eine ästhetische Feststellung oder ein traditionelles Ideal, sicher auch ein Begriff, der dem Leben näher steht, als jene Folgerungen und Forderungen, die der bildenden Kunft entnommen sind. Aber man darf nicht vergessen und muß immer im wachen Bewußtsein behalten, daß nicht allein die Tahrtausende, sondern jeder Tag die Bedingungen und Formen der mensch= lichen Natur verändert, daß das Tempo unseres Lebens, die immer abac= wandelten Ernährungs= und Bewegungsmethoden so sehr den Habitus un= seres Körpers verändern, daß der Zeitraum, für den irgend ein Kanon seine Möglichkeit behält, im Ausmaß immer geringer wird. Es stellt sich also das Unheil aller geprägten Wahrheiten ein, daß sie gedankenlos und gleich= gültig nachgebetet werden, wenn sie schon längst durch die Underung der Voraussetzungen falsch geworden sind. (Schluß folgt.)

Einem Kinde.

Kleine Worte, doch gegeben Von der ew'gen Schicksalshand Tief in aller Kämpfer Leben: Amant, portant, superant.*) Jetzt in Sexta, an der Pforte, Deiner jungen Weisheit froh, Lernst Du schon die kleinen Worte: Amo, porto, supero.**)

Geh auch Du, mein Jung, und finde Volles Leben, fern und nah, Liebe, leide, überwinde, Ama, porta, supera Erich Ritter.

Von den Büchern und vom Lesen.

überall im Leben die Augen aufmachen, das ist die Hauptsache. **Ber** die Nase nur in Bücher steckt, wird ein Bücherwurm, kein frischer **Mensch.** Aber wer zu vergleich en weiß, was er erlebt und was er liest, und wer auß Leben anzuwenden weiß, was ihm Bücher sagen, dem helsen sie wie

^{*)} Sie lieben, leiden (ertragen), überwinden. — **) Id liebe, leide, überwinde.